

LOUIS BAUDIN

Eine Lehre der Geschichte das Peru der Inkas

Zwischen den beiden Mauern der Anden erstreckt sich in Höhen von 2000 bis 4000 Metern ein graues Hochland. Hier und da ist es von ebenso grauen Dörfern belebt, die durch Wüsten, Wasserfälle und Gebirgsformationen voneinander getrennt sind. Das ist die Gegend, in der sich der trübselige Lebenslauf der Indianer abspielt, fern von den Stätten, in denen die Weißen herrschen. Sie haben ihren Siegern die Gestade des Stillen Ozeans überlassen und haben sich in den Korridor zwischen den Anden zurückgezogen, wo sie mit den kahlen Gipfeln und den erkalteten Lavaströmen Zwiesprache halten. Die abschreckende Höhe und Unwirtlichkeit der Kordilleren beschützt heute noch diejenigen die fortfahren, in ihren heidnischen Gebeten deren Gipfel und Vulkane anzurufen.

Wie fern sie uns sind, diese Menschen der Bronzerasse, die unter dem Poncho einen gedrungenen Körperbau und unter dem Filzhut mit breiter Krempe eine gewölbte Stirn, eine kräftige Nase und vorspringende Backenknochen verbergen! Ihr ausdrucksloses, olivenfarbened Gesicht entzieht sich unserem prüfenden Blick, und ihre Seele ist farblos wie die Hänge der Sierra.

Jahrhunderte sind vergangen, die Spanier haben ihre Herrschaft aufgezwungen, die befreiten Kreolen haben das Land zu Republiken zurechtgeschnitten, jedoch der Indianer hat nicht einmal seine altüberlieferten Bewegungen verändert. Er spricht

die Sprache seiner Vor-fahren, heiratet innerhalb seines Clans, lebt sein Gemeinschaftsleben. Seine Geschichte ist im Jahre 1531 stehengeblieben.

Wenn der Inka heute auferstünde, würde er sein Volk ohne weiteres wiedererkennen: Es hat sich so wenig verändert wie das Profil der Kordilleren.

In welcher Form hat wohl der Herrscher die Seelen umgeschmolzen, um sie einander so gleichförmig zu machen, und wie hat er ihnen seinen Stempel derart aufdrücken können, daß er dem Zahn der Zeit besser widerstanden hat als die Terrassen der Paläste und die Mauern der Festungen?

Die antike Grundordnung: die ländliche Gemeinschaft

Gestützt auf die Annahmen der Eroberer haben die Historiker lange geglaubt, daß in Südamerika das Chaos herrschte bis der erste Inka von den Höhen der Kordilleren sein "fiat lux" rief. Mit dem allmählichen Fortschreiten der Forschung erhoben sich jedoch langsam frühere Kulturen aus dem Zwielficht, Mauerstücke erstanden, die Gestalten der Töpfereien belebten sich, die stilisierten Tiere der Gewebe bevölkerten die Landschaft, und ganze Völkerschaften mit ihren Herrschern, ihren Heeren, Handwerkern und Bauern richteten sich in dieser Frühgeschichte ein mit allem Luxus, allen Lastern, die die Grabbeigaben offenbaren. Undeutlich lassen sich erste Einwanderungen aus Asien erkennen, die den amerikanischen Kontinent entlanggezogen sind. Die Ausstrahlung eines großen Kulturzentrums erhellt danach den Yukatan: das Mysterium der Maya. Von dort gehen Gedanken und Menschen aus. Wellen von Eroberern oder Auswanderern branden nacheinander über Südamerika hin, über

Ekuador (Cuenca), die Küste von Peru (Chimu, Nazca) und vor allem über das Hochland, wo sich das Reich des Tiahuanaco ausdehnt. Die Indianer der Anden sprachen damals Aymara, das heute noch in großen Teilen Boliviens gesprochen wird, und hinterließen an den Ufern des Titicacasees jenes Sonnentor, dessen Stufen aus behauenen Stein über der wüsten, trümmerbesäten Landschaft aufragen, gleich einem letzten und unverständlichen Anruf verschwundener Generationen.

Die Wirtschaftsform all dieser Völker ist uns unbekannt. Wir wissen jedoch, daß die Indianer seit langem bereits seßhaft geworden waren, daß es ihnen gelungen war, das Lama zu zähmen und die Karottel anzubauen, eine Entdeckung, die sie später den Europäern vermitteln sollten.

Hier muß man sich vergegenwärtigen, daß die Umgebung sich des Menschen bemächtigte, sobald er sich auf dem Hochland niederließ. Wie sollte es in dieser kargen Natur auch anders sein? Der Geist selbst formt sich gemäß dem zum Gott gewordenen Nährboden. Das Band zwischen Mensch und Erde knüpft sich in Form ländlicher Gemeinwesen als Ausdruck der noch kollektiven Seele des Clans. Kein eigentümlicher Zug unterscheidet diese Einrichtungen von jenen, deren Spuren wir in der Geschichte der Alten Welt entdecken: Haus, Hof und bewegliche Habe sind Familienbesitz, Weide und Wald bleiben Gemeindeeigentum, das Ackerland wird jedes Jahr unter den Familien aufgeteilt, die es bestellen sollen.

Diese Grundordnung ist so festgefügt, daß wir in allen Epochen der Geschichte auf sie stoßen. Die Gründer der modernen Republiken haben in der Begeisterung revolutionärer Morgenröte diese Spuren der Vergangenheit auslöschen wollen. Die verpönten Gruppierungen haben sich jedoch den Gesetzen zum Trotz erhalten und bestehen heute noch in abgelegenen Gegenden. Sie dienen den Indianern als Zuflucht vor den Weißen,

in ihnen verewigen sich Trägheit und Gewohnheit; sie geben die Gießform ab, in der sich die Versteinering des Menschen vollzieht.

Die Inkas

Die Inkas tauchen plötzlich in der Geschichte wie im Mythos auf. Erstere verlegt ihre Entstehung ins Hochland nach einer Zwischenzeit von Unruhen, die auf den ungeklärten Zusammenbruch der Tiahuanaco-Kultur folgte. Letzterer läßt sie geharnischt und geschmückt aus dem Titicacasee emporsteigen. Welcher Art ihr Ursprung gewesen sein mag, sie stellen sich uns als Sieger vor. Nach ungefähr zwei Jahrhunderten harter Kämpfe dehnt das Oberhaupt des Inkastammes seine Herrschaft bis an die Küste des Stillen Ozeans aus und nimmt die Bezeichnung "Oberster Inka" an. Das Reich ist geboren: auf seinem Höhepunkt, gegen Ende des XV. Jahrhunderts, umfaßt es den größten Teil des heutigen Ekuador und Bolivien, ganz Peru, die Hälfte von Nord-Chile, den Nordwesten der Republik Argentinien und zählt ungefähr 12 Millionen Einwohner. Die Inka-Brücken, Inka-Seen, Inka-Berge, die sich von dem Tal bei Mendoza, wo die transandische Bahn verläuft, bis zur Südgrenze von Kolumbien erstrecken, halten in dem erstaunenden Reisenden die Erinnerung an das verschwundene Reich wach.

Diese aufeinanderfolgenden Eroberungen sind etwas anderes als räuberische Einbrüche, von denen uns die Geschichte so viele Beispiele bietet. Sie sind indessen kein leichtes Unterfangen. Der Inka verfuhr methodisch und umsichtig. Zunächst bot er dem Oberhaupt des Stammes, den er unterwerfen wollte, Geschenke an; scheiterte diese Diplomatie, so zog er ins Feld. Sobald eine

Gegend besetzt war, ließ er Straßen und Festungen bauen, Lebensmittel und Waffenlager anlegen, die zukünftigen Unternehmungen als Stützpunkte dienen sollten. War das Land erobert, so begann das Werk der Befriedung: die Gefangenen wurden freigelassen, große Festlichkeiten boten Gelegenheit zur Verbrüderung von Freund und Feind, der besiegte Häuptling wurde in seiner Machtbefugnis bestätigt und der Reichsverwaltung in einer Stellung eingegliedert, die der zahlenmäßigen Bedeutung seines Stammes entsprach. Es war eine kluge Politik, die lokalen Sitten in dem Maße zu respektieren, wie sie nicht den Reichsgesetzen zuwiderliefen. Während aber Feinde großzügig behandelt wurden, erging es Aufständischen sehr anders. Dort trat äußerste Grausamkeit an die Stelle äußerster Duldsamkeit. Ganze Völkerschaften wurden hingemordet, und aus der Haut der Häuptlinge Kriegstrommeln gemacht.

Diese umsichtigen Eroberer bildeten die oberste Klasse nicht allein. Zu ihnen gehörten die unterworfenen Herrscher und eine gewisse Zahl "Inkas durch Privileg", die es durch ihre Verdienste erreicht hatten, sich über ihre anfängliche Stellung zu erheben. Dieser Fall bildete aber die Ausnahme, und im allgemeinen trennte ein Abgrund die Elite von der Masse sowohl in geistiger wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Die Hierarchie erstreckte sich auf alles Geistige genauso wie auf die Menschen. Unterricht erhielten in der Hauptstadt Cuzco allein die Kinder der Elite von den Amauta, Universalgelehrten, die zugleich Astronomen, Geometer, Geographen, Ingenieure, Mediziner, Musiker, Dramendichter waren und deren Einfluß sehr groß gewesen sein muß, da die Kaiser selbst gern erschienen, um ihnen zuzuhören. Die jungen Leute, die diese Ausbildung genossen hatten, waren allein dadurch aber noch nicht Mitglieder der Elite, sie mußten erst eine Prüfung bestehen; nicht nur mußten sie laufen, kämpfen, mit Bogen und Schleuder schließen, Waffen und Sandalen anfertigen, sondern sich

auch einem langen Fasten unterziehen, klaglos Schläge ertragen und gegenüber drohenden Gefahren unerschüttert bleiben. Die erfolgreichen Bewerber wurden dem Inka vorgestellt, der ihnen im Verlauf einer prächtigen Feier die Ohrläppchen durchbohrte. Von diesem Tage an trugen sie die schweren Ohrgehänge, die das Kenn-zeichen der Elite waren und die ihr von den Spaniern die Bezeichnung "orejones" eingetragen hat. Elite, sagen wir, nicht Kaste, da diese oberste Klasse nicht völlig abgeschlossen war und da die Abstammung allein nicht genügte, um den Zutritt zu erwerben.

Die Masse hingegen verblieb in wohlthätiger Unwissenheit. Die Berichte, die sie an Feiertagen von beamteten Geschichtserzählern zu hören bekamen, beschworen nur Stunden des Ruhmes und der Größe. Selbst die Religion erfuhr eine doppelte Auslegung. Das Volk betete die Sonne an, die Wohltäterin, die jeden Morgen die eisige Finsternis der Bergeshöhen bezwang, und den Inka, dem keiner ins Angesicht schauen durfte und dessen Macht so groß war, "daß selbst die Vögel des Himmels es nicht wagten, ohne seine Erlaubnis zu fliegen". Die Elite jedoch hegte keine Illusionen, da sie nicht zögerte, einen Monarchen zu entthronen, den sie für feige, lasterhaft oder unfähig hielt. Sie glaubte an einen abstrakten, unfaßbaren Gott, der den Menschen unbegreiflich blieb. Sie allein wußte, da sie allein berufen war zu befehlen. Wozu Untertanen belehren, die gehorchen sollen? Wozu sie in die Lage versetzen, kritisieren und diskutieren zu können? Wozu in ihren Herzen die beiden Keime für die Zerstörung aller Seelenruhe ein pflanzen: den Ehrgeiz und den Neid?

Diese fügsame Masse war es, die in den bäuerlichen Gemeinwesen lebte, und es war die Elite, die ihr eine wirtschaftliche Lenkung auferlegte. In diesem Punkte sind sich die Gelehrten nicht einig. Wir wollen daher präzisieren: das

Gemeinwesen ist die altüberkommene Basis, deren Ursprung sich in der Vergangenheit verliert und die alle Erschütterungen übersteht: Das Wirtschaftssystem dagegen bildet einen Überbau, den die Inkas errichtet haben und der bei der Begegnung mit dem weißen Mann zusammengebrochen ist.

Wir halten die Bezeichnung "sozialistisch" für eine solche Wirtschaftsform, die die bäuerlichen Gemeinwesen zwar überlagert, sich aber deutlich von ihnen unterscheidet, für nicht zu kühn. Es ist freilich richtig, daß Sozialismus heutzutage ein Etikett ist, das Tatbeständen aufgeklebt wird, die merkwürdig wenig miteinander gemein haben.

Die Theoretiker sind jedoch übereingekommen, gewisse Züge hervorzuheben, die allen Spielarten des Sozialismus gemeinsam sind. Das Inkareich ist sozialistisch, weil es die Lebensbedingungen einzu-ebnen sucht, Privatbesitz nur in geringem Umfang und in Ausnahmefällen zuläßt, Produktion und Verbrauch von oben herab lenkt, und den Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage mittels Statistik und nicht durch den Mechanismus des freien Preises verwirklicht.

Die Lenkung von Produktion und Verbrauch

Die Inkas hüteten sich, die ländlichen Gemeinwesen zu zerstören. Sobald ein Stamm unterworfen war, erfaßten Reichsbeamte die Indianer dorfweise, zählten sie, maßen den bestellbaren Boden aus und stellten einen Arbeitsplan auf, um durch gleichzeitige Ausdehnung und Intensivierung der Bearbeitung die landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu steigern.

Eine Ausdehnung wurde durch Terrassenbau erreicht. Heute noch sieht man längs der Andenhänge Riesentreppen aufsteigen,

die ausgestorbene Täler einrahmen. Das zu ihrer Bewässerung bestimmte Wasser wurde in Kanälen herbeigeführt, die mitunter länger als 100 km waren. Die Intensivierung dagegen wurde durch die Verwendung von Guano erzielt. Die Chincha-Inseln, auf denen sich dieser kostbare natürliche Dünger befindet, gehörten den Provinzen gemeinsam, damit keine aus einem Monopol Nutzen zog. Es war bei Todesstrafe verboten, Vögel zu töten oder auch nur durch Besuch der Inseln während der Brutzeit zu stören.

Der Gemeindebesitz wurde erst geschätzt und dann in drei Teile geteilt. Der erste Teil diente der Ernährung der Gemeindemitglieder. Um den Anteil festzusetzen, bestimmten die aus Cuzco gekommenen Agronomen für jede Gegend, wieviel Boden zur Erhaltung einer kinderlosen Familie erforderlich war. Diese, Tupu genannte Einheit war, wie es ja logisch ist, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens verschieden, und die meisten Autoren haben sich umsonst bemüht, sie in Zahlen auszudrücken. Diese Einheit wurde dann mit der Zahl der Haushaltungen multipliziert und die Summe, vermehrt um je einen Tupu pro Sohn und einen halben Tupu pro Tochter, bildete die Domäne des Gemeinwesens. Die Indianer brauchten nun bloß noch nach ihrem Gutdünken jedes Jahr unter den Familien die landes-übliche Aufteilung zum Zweck der Nutzung vorzunehmen; die kaiserliche Verwaltung kümmerte sich um diese Maßnahme nicht, sie kontrollierte nur, daß die Mitglieder der Gemeinschaft den Leistungs-unfähigen: Kranken, Blinden, Witwen und Waisen, Parzellen zuteilte und daß diese in der vorgesehenen Zeit bestellt wurden. In der modernen volkswirtschaftlichen Terminologie würde das heißen, daß die Abgrenzung des Bodens nach dem Bedürfnis der Festsetzung eines Existenzminimums entspräche und daß die Vorkehrungen zugunsten der Leistungsschwachen Unterstützungsmaßnahmen darstellen. Nachdem auf diese Weise sichergestellt war, daß das Gemeinwesen nicht an Hunger

zugrundegehen würde, gehörte der Rest des nutzbaren Bodens dem Inka und der Sonne, d. h. dem Staat und dem Kult.

Nachdem das peruanische System einmal in Gang gesetzt worden war, erfuhr es keinerlei Abänderung mehr. Das Leben erstarrte in einem von den Jahreszeiten bedingten Rhythmus. Jede phantasievolle Regung wurde zum Stein des Anstoßes. Die Technik selbst ließ keinerlei Änderung zu. Der Indianer bediente sich einer Art von Spa-ten, mit dem er die Löcher grub, in die er die Saat legte, während seine Frau die Steine absammelte und Erdklumpen zerkleinerte, die Kinder aber schädliche Vögel verscheuchten. Die Bewegungen wurden vom Rhythmus eines monotonen Gesanges bestimmt, der den Körper einullte und den Geist einschläferte.

In großen Höhen ersetzte die Viehzucht den Ackerbau, das Lama den Mais. Die Haustiere bildeten den einzigen Reichtum der Gegend am Titicacasee, wo die Gemeinden große Herden besaßen. An anderen Orten gehörten sie dem Staat, und jede Familie hatte bloß Anrecht auf ein Paar solcher Lamas, das nur wegen Alterschwäche getötet werden durfte.

Der Indianer war nicht nur Bauer und Viehzüchter, sondern auch Handwerker. Jährlich verteilten die Beamten unter ihren Untergebenen eine von den Statistikern festgesetzte Menge Rohmaterial: Wolle, Baumwolle, Cabuya-Faser, Erz, Edelhölzer und Vogelfedern, die zur Herstellung von Geweben, Seilen, Hängematten, Waffen, Sandalen, Gefäßen und allen lebensnotwendigen Dingen dienten. Manche Indianer spezialisierten sich, vom Vater auf den Sohn, in einem bestimmten Handwerk, und daher findet man im Inka-Reich Gießer, Weber, Steinmetzen, Maler, Goldschmiede : die Erzeugnisse waren für den Staat und den Kult bestimmt, d. h. sie wurden, wie wir noch sehen werden, in staatlichen Speichern aufbewahrt, wo sie nicht nur die Bedürfnisse der Elite und der Geistlichkeit befriedigen sollten, son-

dern gelegentlich auch die des Volkes, dem sie auf Befehl des Oberhauptes zugeteilt wurden. Auf diese Weise profitierte der Indianer nach einem weiten Umweg indirekt von den Früchten seiner Arbeit. Nach Beendigung der landwirtschaftlichen und handwerklichen Arbeit war der Indianer jedoch keineswegs frei. Es wurden ihm dann von seinen Vorgesetzten Arbeiten zugewiesen, einzig um ihn zu beschäftigen. Die Inkas sahen die Arbeit nämlich zugleich als Zweck wie als Mittel an; sie wurde nicht nur auferlegt, um Produkte zu erzielen, sondern auch als Element körperlicher und seelischer Gesundheit betrachtet.

Der Verbrauch war nicht weniger streng geregelt als die Erzeugung. Diese galt es zu steigern, jenen zu begrenzen. Wie sollte man sonst ein wirtschaftliches Gleichgewicht erzielen, das der Elite einen Überschuß vergönnte, wenn ein steigender Verbrauch die mit großer Mühe erzielten Erzeugnisse verschlang? Wie sollte man zuverlässige Statistiken aufstellen und von Amts wegen Zuteilungen vornehmen, wie es sich für einen sozialistischen Staat gehört, wenn die Nachfrage vielfältig und ungeordnet bleibt? Allein äußerste Standardisierung und Beschränkung der Bedürfnisse gestatten das Funktionieren und die Kontrolle eines solchen Systems.

Wir können uns das armselige Leben eines Mannes aus dem Volke um so besser vorstellen, als es sich im Lauf der Zeit nicht wesentlich verändert hat. Die mit Stroh gedeckte Ziegel- oder Lehmhütte besaß keine Fenster und wurde nur durch die Tür erhellt; zum Schlafen legte der Indianer seinen Umhang ab und behielt das Hemd an; die Indianerin zog das Gewand aus und behielt das Unterkleid an; so streckten sich die beiden auf Fellen oder Woldecken aus, die auf der Erde lagen. Die Säuglinge ruhten in einer hölzernen Wiege. Es war den Müttern verboten, sie öfter als dreimal am Tag zu nähren, um sie nicht gefräßig und weichlich werden zu lassen. Im Dunkeln wimmelte es von

Meerschweinchen, die zu dem menschlichen Dunst ihren tierischen Gestank hinzufügten.

In einer Ecke befand sich ein großer Ofen aus Lehm, am Fuß der Mauer waren Töpfe, Kruken, Schalen, Schüsseln aufgereiht; die in den Boden eingerammten Aryballen zeichneten sich im Halbdunkeln in eleganten Kurven ab; die Kleidungsstücke hingen an Vorsprüngen im Gebälk; in Nischen, die inwendig an den Mauern angebracht waren, häuften sich Fetische, Spiegel aus Feldspat, ziselierte Metallnadeln mit großem Kopf, Messer aus Feuerstein, alle die kleinen Toilettenartikel, auf die eine Frau, und sei sie eine Rothaut, nicht gerne verzichtet.

Die Beamten übergaben jedem Indianer zwei Kleidungsstücke aus Wolle oder Leinen, die aus den staatlichen Lagern stammten: eins für den Alltag und eins für Feiertage. Diese Kleider hatten den gleichen Schnitt, die gleiche Farbe und unterschieden sich lediglich nach dem Geschlecht. Dazu gab es noch einen Umhang, der im Genick geknotet wurde und zum Transportieren von Gegenständen diente, wie man es heute noch an manchen Orten sieht.

Die Nahrung wurde so behandelt, daß sie sich konservieren ließ und man dadurch von den jahreszeitlichen Schwankungen der Erzeugung unabhängiger war. Das Hauptnahrungsmittel der Indianer ist immer der Mais gewesen, dessen Körner geröstet oder gekocht gegessen wurden. An zweiter Stelle folgte die Kartoffel; sie wurde abwechselnd den Nachtfrosten und der Tageshitze ausgesetzt und dann zerrieben. So ergab sich ein Mehl, das sich leicht aufbewahren und nach Bedarf mitnehmen ließ. Aus diesem Mehl wurde, mit Wasser, Salz und Gewürzen verrührt, ein Brei hergestellt. Kräuter aller Art wurden mehrfach abgekocht und zur Aufbewahrung an der Sonne getrocknet. Fleisch erschien nur in den Lama-Gegenden öfter auf dem Tisch, es sei denn, die Beamten teilten nach Jagden etwas von der Beute aus. Es wurde gesalzen,

getrocknet, in Streifen geschnitten und an einem Strick in der Indianer-Hütte aufgehängt wie ein Zimmer-schmuck.

Das Getränk war womöglich noch weniger verlockend als die Nahrung, wenn es auch vordem genau so geschätzt wurde wie heutzutage. Es wurde von Frauen und Alten zubereitet: sie kauten Maiskör-ner, warfen sie in lauwarmes abgestandenes Wasser und ließen sie dort etwa acht Tage gären. Getränke mit starkem Alkoholgehalt und Koka waren dem Volke vorsichtshalber verboten.

Niemand durfte hoffen, sich den Vorschriften zu entziehen, seinen Speisezettel abzuwandeln oder den Schnitt seiner Kleidung zu ändern. In der riesigen Kaserne, die das Inka-Reich darstellte, mußte jeder, ob Mann oder Frau, die Uniform tragen und sich mit dem Üblichen abfinden.

Die Anpassung der Erzeugung an den Verbrauch

Eine solche Disziplin kann nur bestehen, wenn sie sich auf eine ständige und genaue Überwachung stützt. Ohne eine starke Verwaltung bliebe das System eine Abstraktion, eine gedankliche Spielerei.

Die Verwaltung war eine "vertikale", d.h. daß die Beamten, die auf der gleichen Stufe in der Hierarchie standen, keine Beziehungen untereinander hatten; die Ströme, die diese schwer fällige Maschine belebten, liefen an der sozialen Leiter hinauf und herunter. Jeder mußte prompt gehorchen und richtig befehlen können. Von unten nach oben war die Rangordnung wie folgt: die Führer von 10 Familien (Dekurionen), von 50 Familien (Oberdekurionen), von 100 Familien (Zenturionen), von 500 Familien, von 1000 Familien, von 10 000 Familien, von 40 000

Familien (Gouverneure); darüber die Vizekönige und schließlich der Inka, unterstützt von seinem Rat. Es gab vier Vizekönige; jeder verwaltete einen Teil des Reiches, das "Tahuantinsuyo", d.h. "die vier Weltteile", hieß: den Norden, den Süden, den Osten, den Westen. Sie residierten mit dem Inka in Cuzco, dem "Nabel der Welt".

Alle diese Beamten waren mit der Gesamtaufsicht über ihre Untergebenen betraut. Sie bestimmten nicht nur die Arbeiten, forderten Rohstoffe oder notwendige Erzeugnisse an und verteilten die Produkte, sondern sie überwachten auch die Ausführung, legten ihren Vorgesetzten Rechenschaft ab, schlichteten bestimmte Streitigkeiten und erlegten gewisse Strafen auf. Spezialisten halfen ihnen bei der Aufstellung der Statistiken oder der Leitung schwieriger Arbeiten. Inspektoren führten regelmäßige Rundreisen durch, und Geheimagenten übten eine unvorhergesehene und gefürchtete Aufsicht aus. Der Inka reiste selbst im Reich umher, ließ sich Bericht erstatten und erteilte Befehle. Niemand konnte dem Blick so vieler und so eifriger Vorgesetzter entkommen. Die geringste Geste, das geringste Wort konnten zur Kenntnis der höchsten Stelle gelangen. Die Kontrolle war derart genau, daß die Indianer sogar bei offenen Türen und zu bestimmten Stunden essen mußten, damit die Aufsichtsperson unversehens eintreten und die Speisefolge kontrollieren konnte. Jede unvorhergesehene Handlung erschien verdächtig, jeder freie Gedanke war Ketzerei.

Diese tyrannische Verwaltung stützte sich auf Gewalt. Jede Verordnung war von einem Strafmechanismus begleitet, der die genaue Durchführung gewährleistete. Das Gesetz des Inkas, der Gott war, verletzen, hieß ein Sakrileg begehen. Ein Vergehen mußte schon sehr geringfügig sein, wenn der Schuldige nicht zum Tode verurteilt wurde, nur eine Prügelstrafe erhielt oder mit einer Last beladen an den Pranger gestellt wurde. Außerdem stachelte

eine schwere Verantwortung den Eifer der Funktionäre an: hatte ein Indianer aus Faulheit oder Bosheit gestohlen, so wurde er bestraft; hatte er aber aus Not gehandelt, so wurde sein Vorgesetzter zur Rechenschaft gezogen. Es herrschte daher, dank der strengen Strafen, Gesittung im Reich. Kann man aber eine Existenz gesittet nennen, aus der das Verbrechen allein durch ständige Strafandrohung gebannt ist?

Die Verwaltung, das lebendige Räderwerk der Wirtschaftsmaschine, stützte sich auf die Statistik, das unerläßliche Instrument jedes sozialistischen Regimes. In einer freien Gesellschaft bewirkt der Preis-mechanismus das Wunder, allein durch das persönliche Interesse und die Konkurrenz Angebot und Nachfrage aufeinander abzustimmen. In einem sozialistischen Staat dient die Statistik als Verbindungsglied zwischen Erzeugung und Verbrauch. Sie ermöglicht den staatlichen Stellen die Einschätzung der Bedürfnisse und die Lenkung der Produktion, mit ihrer Hilfe können die Wirtschaftsdiktatoren zu Anfang jeder Periode befehlen, was erzeugt und was verbraucht werden soll.

Da die Schrift in Peru unbekannt war, wurden die Statistiken mit Hilfe des "Kipu" aufgestellt, d.h. mit Hilfe verschiedenfarbiger Schnüre, die wie Fransen an einem Strick hingen und mit Knötchen versehen waren, welche Zahlen bedeuteten. Die Farben bezeichneten den Gegenstand der Statistik. Da es aber nur eine beschränkte Anzahl von Farben gibt, hatte jede eine andere Bedeutung, je nachdem, was der Kipu darstellte. Grün bedeutete z. B. bei einer landwirtschaftlichen Aufzählung Mais, in militärischen Dokumenten jedoch das feindliche Heer. Auf diese Weise konnten allein die Eingeweihten die Kipus verstehen, die geheim bleiben sollten, und wir müssen uns darauf beschränken, über die, die in unserem Besitz sind, Vermutungen anzustellen.

Alle diese Statistiken liefen in Cuzco bei Aufsichtsbeamten zusammen, deren Aufgabe es war, sie auszuwerten und deren

Gedächtnis durch strenge Strafandrohungen wachgehalten wurde: Jedes Nachlassen, jeder Irrtum wurde mit dem Tode bestraft. Die Indianer scheinen geradezu von einer Statistikmanie besessen gewesen zu sein: Alles im Reich wurde gezählt und eingetragen bis zu den letzten Schleudersteinen, die in den staatlichen Depots aufgehäuft lagen.

Um ihr Wirtschaftssystem wirksam zu machen, müssen die Inkas so weit gegangen sein, die Freizügigkeit zu verbieten. Das auf autoritativem Wege erzielte Gleichgewicht setzt eine gewisse Beständigkeit der Lebensbedingungen voraus; keine Statistik, und sei sie noch so vollendet, kann auf eine Gesellschaft angewandt werden, die in Bewegung ist, da das jeden Augenblick die Daten ändern würde. Dem Indianer war es daher verboten, sein Dorf ohne besondere Genehmigung zu verlassen, er war gesetzlich an die Scholle gebunden und durfte ebensowenig darauf pochen, seine Umwelt zu verändern, wie seine Lebensweise. Um nun die Einhaltung dieser Bestimmungen durchzusetzen, hatte der Inka seinen Untertanen vorgeschrieben, je nach der Provinz eine andere Haartracht zu tragen, damit sie von den Wächtern am Eingang der Ortschaften und an den Brücken leichter kontrolliert werden konnten.

Das Unvorhergesehene läßt sich indessen nicht ausklammern, plötzlich bricht es mitunter in Raum und Zeit herein. Erleiden die Ernten Frostschäden oder verwüstet ein feindliches Heer ein Gebiet, so muß der Staat den Geschädigten zu Hilfe kommen und ihnen Erzeugnisse aus dem Überschuß anderer Gebiete liefern. Sollte das ganze Reich infolge ungünstiger klimatischer Verhältnisse, von Hungersnot, Seuchen oder Erdbeben bedroht sein, so muß der Staat ebenfalls in der Lage sein, durch Rückgriff auf seine Reserven die Bedürfnisse zu befriedigen. Zu diesem Zwecke wurden die Produkte, die die Ländereien dem Inka und der Sonne lieferten, die Wolle aus der Schur der kaiserlichen

Herden, die Gegenstände, die von den Indianern für den Staat und für den Kult hergestellt wurden, in den staatlichen Lagerhäusern gespeichert. Die Beamten entnahmen dort jährlich so viel, wie sie zum Unterhalt der Elite, des Kultes und der Armee für notwendig hielten; desgleichen die Rohmaterialien: Saat, Felle, Wolle, Baumwolle, Pflanzenfaser, die sie den Indianern zuteilten, damit die von den Behörden angeordneten Arbeiten ausgeführt werden konnten. Aber trotz dieser Rückgriffe waren die Erträge so groß, daß in manchen Gegenden die Bevölkerung zehn Jahre ausschließlich von den in den Speichern aufgehäuften Erzeugnissen hätte leben können. Zwar waren diese so behandelt worden, daß sie sich hielten, aber schließlich halten sich Lebensmittel nicht ewig, und die Aufseher mußten öfter große Mengen davon verteilen oder wegwerfen. Selten noch hat eine Regierung solche Vorsorge getroffen wie die der Inkas.

Außer der Speicherung der Produkte mußte noch der Warentransport und die Befehlsübermittlung gesichert werden. Zu einer Zeit, als es in Spanien nur von Furten unterbrochene Landwege gab, die im Winter verschlammt und im Sommer staubig waren, konnte sich Peru seiner Straßen rühmen, die aus hartem Mörtel gemacht und in beackerten Landstrichen mit kleinen Mauern, mit Kanälen und Gräben eingefaßt waren. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um zu erkennen, mit welcher Logik dieses Straßennetz angelegt wurde. Zwei Hauptverkehrsadern liefen von Norden nach Süden, die eine über das Hochland, die andere der Küste entlang. Letztere bog nur nach Osten ab, um Cuzco zu berühren. Querwege verbanden diese beiden Hauptstraßen. Nichts ist einfacher, nichts erstaunlicher. Natürliche Hindernisse schienen nicht zu existieren. Die Straße lief schnurgerade auf das Ziel zu, kletterte auf Treppen über die Berge, überquerte auf Aufschüttungen Sumpfgebiete, wand sich durch Felsen, lief über Wüstenstrecken, wegen der Sandverwehungen zwischen zwei Reihen Pfählen, überquerte

Wasserfälle und Hängebrücken, die langen Hän-gematten glichen und so leicht waren, daß sie beim leisesten Wind-hauch schaukelten, so daß die Spanier sich nie ohne Schrecken auf diese luftigen Gefilde hinauswagten.

Das Straßennetz bildete eine Art riesiges Spinnennetz mit dem Zentrum Cuzco, das die abgelegensten Gegenden des Reiches umklammerte.

Entlang diesen Straßen standen in regelmäßigen Abständen die Hütten der Kuriere, denen es oblag, die Berichte der Beamten und die Befehle des Inkas zu befördern. Tag und Nacht standen die Kuriere bereit, mit höchster Geschwindigkeit die Entfernung bis zur nächsten Hütte zu durchheilen, wo der nächste dann sofort durchlaufen mußte. Dank diesem Straßendienst genügten acht bis zehn Tage, um eine Nachricht von Cuzco nach Quito zu bringen, das mehr als 2000 km entfernt liegt.

Die Ergebnisse

Dem Anschein nach sind die Ergebnisse wunderbar. Die Bevölkerung hört nicht auf zu wachsen, und stolze Städte entstehen der unerhörten Bescheidenheit der Mittel zum Trotz: der Indianer verfügte nur über das minderwertige Lama als Lasttier, das nicht mehr als 50 kg tragen konnte, und sein Werkzeug war primitiv. Mit Hilfe eines Steinhammers, eines Bronzemeißels, einer Kupferaxt, eines Kabuyaseiles und eines kleinen Lehmofens gelang es ihm, Städte zu errichten und den berühmten Garten des Tempels in Cuzco zu schaf-fen in dem alles aus Gold war, Kräuter, Blumen, Vögel, Reptilien, La-mas und ihre Hirten; ästhetisch vielleicht anfechtbar, aber eine groß-artige

Huldigung an die Sonne, deren irdische Ausstrahlung das Gold war.

Gewiß erscheint uns die Kultur der Inkas fremdartig; einige Zweige sind bemerkenswert entwickelt andere kommen über einen keimhaften Zustand nicht hinaus. Wir müssen uns darüber klar sein, daß nicht alle Entwicklungen gleichartig verlaufen. Die Indianer scheinen unfähig gewesen zu sein, mit dem Begriff des Kreises etwas anzu-fangen. Sie haben weder Turm noch Wölbung, nicht einmal das Rad. Aber sie stellten brokatähnliche Gewebe her; sie hatten keine Schrift, aber ihre Straßen übertrafen die der Römer an Länge und Festigkeit. Die Größe der Inkakultur muß man anerkennen, aber man muß fragen, wie hoch der Preis für diese Leistung war. Auch der Ameisen- und der Termitenstaat sind bewundernswert.

Der einfache Indianer war zufrieden, wenn wir den Chroniken Glauben schenken dürfen. Er hatte die Sicherheit, weder vor Hunger noch vor Kälte sterben zu müssen, er beneidete eine Elite nicht, die ihm einer höheren Wesensart zuzugehören schien, und kannte keine Mißgunst gegen seine Nächsten, da alle gleichermaßen armselig dahinlebten. Das Fehlen jeder Hoffnung ersparte ihm Enttäuschung, das Fehlen jeder Initiative alle Unruhe. Sein Leben floß ohne Erschütterungen und ohne Schwung, ohne Furcht und ohne Begeisterung dahin. Für alle Zeit an die Scholle gebunden und zur Erfüllung eines bestimmten Solls verpflichtet, gelenkt und überwacht bis in die kleinsten Vorgänge seines Privatlebens, verschmolz der Mann aus dem Volk allmählich mit seinem Boden. Nichts änderte sich im Laufe seines Lebens, die Jahreszeiten brachten die gleichen Arbeiten in der gleichen Umgebung. Der Indianer floh das Risiko und fürchtete den Zufall; ein sonderbar geformter Felsen, eine unbekannte Pflanze wurden zu Göttern und Dämonen. Die Gleichförmigkeit seines Lebens durchdrang seine Seele und schläfernte sie allmählich ein.

Der Inka durfte auf sein Werk stolz sein. Er hatte den Schwung gebrochen, diese Naturkraft, die bei dem freien Manne der Pampas und der Llanos auf einmal durch die Passivität durchbrechen kann und der Lebensart einen ruckartigen Rhythmus verleiht. Er zwang seine Untertanen, glücklich zu sein", schreibt ein Historiker des 18. Jahrhunderts - aber können wir das Glück nennen: diese Schläfrigkeit des Geistes, diese Verleugnung des Willens, diese Flucht vor dem Leben? Mit dem Neid war zugleich auch der fruchtbare Ehrgeiz verschwunden, mit dem Stolz die Würde, mit dem Geiste der Auflehnung die Erfindungsgabe. Der Bewohner des Hochplateaus in den Anden hatte das Denken nicht nötig, die Elite dachte für ihn. Wie sollten solche Automaten sich auch nur einen gewissen Unternehmungsgeist erhalten, wenn sie nicht einmal das Recht hatten, ein Gericht nach eigenem Wunsch zu kochen? Wie sollten sie sich noch um irgendwelche Vorsorge bemühen, wenn der Staat selbst das Unvorhergesehene noch einzuberechnen schien, indem er ungeheure Reserven anlegte? Der Chronist sollte sich nicht wundern, wenn er feststellt, daß der Indianer nicht daran denkt, einen neuen Anzug anzufertigen, solange der seine noch nicht völlig zerlumpt ist.

Der Wirtschaftler ist kein Moralist. Man kann aber wohl doch mit der Feststellung schließen, daß der Inka eine Sklavenmentalität geformt hat und daß diese Feststellung genügt, um dem ganzen System das Urteil zu sprechen.